

IRIS JOHANSSEN UND DANN DER TOD



Weltbild

Wer stellt sich in unserer Zeit dem abgrundtief Bösen? Die junge Fotografin Bess Grady hält tagtäglich die Grausamkeiten dieser Welt mit ihrer Kamera fest. Um sich ein wenig zu erholen, macht Bess mit ihre Schwester Emily Urlaub in der mexikanischen Stadt Tenajo – und gerät in einen Alptraum: In der kleinen Stadt grassiert eine tödliche Epidemie, der bereits fast alle Einwohner zum Opfer gefallen sind. Emily verschwindet, Bess wird in einem Krankenhaus festgehalten. Der zwielichtige Kaldak holt sie dort raus. Er gibt sich als CIA-Agent aus und behauptet, dass die Seuche keinen natürlichen Ursprung hat, dass Millionen von Menschen in Gefahr sind. Doch wer steckt hinter diesem teuflischen Plan? Es beginnt ein tödliches Spiel ...

Und dann der Tod

Weltbild

Die Autorin

Iris Johansen, Jg. 1938, schafft mit ihren Psychothrillern immer wieder den Sprung auf die obersten Plätze der Bestsellerlisten und wurde für ihre Bücher mit zahllosen Preisen ausgezeichnet. Ihre Gesamtauflage weltweit liegt bei über acht Millionen. Neben ihren Kriminalromanen hat sie auch zahlreiche romantische Romane geschrieben. Sie lebt in der Nähe von Atlanta, Georgia.

Die englische Originalausgabe von Und dann kam der Tod erschien 1998 unter dem Titel And then you die

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2017 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 1998 by Johansen Publishing LLLP.

Published by Arrangement with IJ DEVELOPMENT, Inc.

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2000 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin. Erschienen im Ullstein

Taschenbuch Verlag

Übersetzung: Norbert Möllemann

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: istockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95973-604-6

Prolog

19. September Danzar, Kroatien

Die Hunde jaulten.

Herr im Himmel, Bess wünschte, sie würden aufhören.

Scharf stellen.

Abdrücken.

Weitermachen.

Dunkel hier. Die Belichtung nachstellen.

Die Babys ...

Gott, warum?

Nicht darüber nachdenken. Einfach fotografieren.

Scharf stellen.

Abdrücken.

Sie brauchte einen neuen Film.

Mit zitternden Händen öffnete sie die Kamera, nahm die belichtete Filmrolle heraus und legte eine neue ein.

»Wir müssen los, Ms. Grady.« Sergeant Brock stand im Türrahmen hinter ihr. Seine Worte klangen höflich, aber sein Gesichtsausdruck war voller Abscheu. »Die sind direkt vor dem Dorf. Sie dürften gar nicht hier sein.«

Scharf stellen.

Abdrücken.

Blut. So viel Blut.

»Wir müssen gehen.«

Noch ein Zimmer.

Die Kamera wurde ihr aus der Hand geschlagen. Sergeant Brock stand jetzt vor ihr, weiß im Gesicht. »Was sind Sie eigentlich? Ein Ungeheuer? Wie können Sie das tun?«

Sie konnte es nicht tun. Nicht länger. Sie war völlig aufgewühlt.

Sie musste es tun. Sie bückte sich und hob die Kamera auf. »Warten Sie im Jeep auf mich. Es dauert nicht lange.«

Seinen Fluch hörte sie kaum noch, als er auf dem Absatz kehrte und sie allein ließ.

Nein, nicht allein.

Die Babys...

Scharf stellen.

Abdrücken.

Sie würde das hier durchstehen.

Nein, sie würde es nicht.

Sie lehnte sich gegen die Wand und schloss die Augen.

Schloss die Babys aus.

Die Hunde hörten nicht auf zu jaulen.

Die konnte sie nicht ausblenden.

Ungeheuer. Die Welt war voller Ungeheuer.

Also mach deine Arbeit. Alle sollen die Ungeheuer sehen.

Sie öffnete die Augen und taumelte zum letzten Zimmer.

Nicht nachdenken. Nicht auf die Hunde hören.

Einfach nur scharf stellen.

Abdrücken.

Weitermachen.

Kapitel 1

21. Januar
16.50 Uhr
Mexiko

Am liebsten würde sie sie umbringen.

»Siehst du? Ich hab's dir ja gesagt«, bemerkte Emily strahlend. »Das klappt doch ganz prima.«

Bess hielt sich fest, als der Jeep schon wieder durch ein Schlagloch fuhr. »Ich hasse Leute, die sagen, ich hab's dir doch gesagt. Und kannst du endlich aufhören, so verdammt gut gelaunt zu sein?«

»Nein. Ich bin glücklich. Und du wirst es auch sein, wenn du erst einsiehst, dass ich dich völlig zu Recht überredet habe, mich mitzunehmen.« Emily drehte sich zum Fahrer neben ihr um. »Wie weit, Rico?«

»Sechs, vielleicht sieben Stunden.« Ein Lächeln hellte das dunkle Gesicht des jungen Mannes auf. »Aber wir sollten anhalten und das Nachtlager aufschlagen. Ich muss die Straße sehen können. Ab jetzt wird sie ein bisschen holprig.« Wie zur Bestätigung wurden sie vom nächsten Schlagloch durchgerüttelt.

»Das hier ist noch nicht holprig?«, fragte Bess trocken.

Rico schüttelte den Kopf. »Die Regierung sorgt dafür, dass diese Strecke in Schuss gehalten wird. Aber die Straße nach Tenajo wird von keinem repariert. Da wohnen nicht genug Leute.«

»Wie viele sind es?«

»Vielleicht so an die hundert. Als ich vor ein paar Jahren von da weggezogen bin, waren es noch mehr. Aber die meisten jungen Leute sind jetzt weg, genau wie ich. Wer will schon in einem Dorf wohnen, in dem es nicht mal ein Kino gibt?« Er blickte über die Schulter zu Bess, die hinten saß. »Ich glaube nicht, dass Sie in Tenajo irgendetwas finden, das sich zu fotografieren lohnt. Da gibt es nichts. Keine Ruinen. Keine wichtigen Leute. Wozu der Aufwand?«

»Es ist für eine Artikelserie, die ich gerade für den Traveler über bislang nicht entdeckte Reiseziele in Mexiko mache«, erklärte Bess. »Und ich kann nur hoffen, dass es etwas in Tenajo gibt, sonst werden die Leute von Condé Nast nicht sehr glücklich sein.«

»Wir werden etwas für dich finden«, sagte Emily. »Jedes mexikanische Dorf hat einen Platz und eine Kirche. Damit können wir schon mal anfangen.«

»Ach ja? Suchst du jetzt schon meine Motive aus?«

Emily lächelte. »Nur dieses eine. Dieser Auftrag gefällt mir. Lieber ist es mir, du schießt Fotos von netten, hübschen Landschaften, anstatt dass irgendwelche Verrückte auf dich schießen.«

»Meine Arbeit macht mir Spaß.«

»Gott noch mal, nach Danzar bist du in einem Krankenhaus gelandet. Was du machst, ist nicht gut für dich. Du hättest dein Medizinstudium abschließen und mit mir in die Kinderchirurgie gehen sollen.«

»Dafür bin ich nicht abgebrüht genug. Das habe ich in der Nacht begriffen, als dieses Kind auf der Unfallstation gestorben ist. Ich weiß nicht, wie du das durchhältst.«

»Aha. Somalia war wohl eine Lappalie und Sarajevo nicht der Rede wert. Und Danzar? Wann wirst du mir endlich erzählen, was in Danzar geschehen ist?«

Bess erstarrte. »Halt dich aus meiner Arbeit raus, Emily. Das meine ich ernst. Ich brauche keine Aufpasserin. Ich bin fast dreißig.«

»Außerdem bist du erschöpft und ausgelaugt, und dennoch bist du von deiner verdammten Kamera besessen. Seit Beginn unserer Reise hast du sie nicht einmal abgenommen.«

Instinktiv legte Bess ihre Hand um die Kamera. Sie brauchte ihre Kamera. Sie gehörte zu ihr. Nach all diesen Jahren käme sie sich ohne sie vor wie eine Blinde. Aber es war zwecklos, Emily das begreiflich machen zu wollen.

Emily hatte die Dinge immer nur schwarz-weiß gesehen; sie vertraute völlig darauf, dass sie richtig von falsch unterscheiden könnte. Und sie hatte immer versucht, Bess zu etwas zu bewegen, das sie selbst für richtig hielt. Meistens konnte Bess damit umgehen. Aber Danzar hatte ihr schrecklich zugesetzt, und das hatte Emilys Beschützerinstinkt mobilisiert. Bess hätte sich von ihr fernhalten sollen, aber sie hatte Emily lange nicht gesehen.

Und abgesehen davon liebte sie sie trotz allem.

Jetzt war Emily mit ihrem Große-Schwester-Gehabe zu Höchstform aufgelaufen. Es wurde Zeit, das Thema zu wechseln, bevor sie noch tyrannischer wurde.

»Emily, versuch doch mal, Tom mit deinem Handy zu erreichen. Rico sagt, wir werden sehr bald außerhalb der Reichweite irgendeiner Sendestation sein.«

Wie erhofft, ließ Emily sich prompt ablenken. Ihr Mann Tom und ihre zehnjährige Tochter Julie waren der Mittelpunkt ihres Lebens. »Gute Idee«, sagte sie, nahm ihr Handy und wählte die Nummer. »Das ist vielleicht die letzte Gelegenheit. Sie fahren bei Tagesanbruch los nach Kanada, um Ferien in der Wildnis zu machen. Kein Telefon, kein Fernseher, kein Radio. Nur Tom, der Julie ein paar Überlebenstechniken beibringen will.« Sie hielt den Hörer ans Ohr, lauschte angestrengt und verzog schließlich das Gesicht. »Zu spät. Nichts als Rauschen. Warum konntest du nicht ein zivilisiertes kleines Dorf aussuchen, in das du mich mitnimmst?«

»Ich habe es mir nicht ausgesucht, ich bin im Rahmen eines Auftrags hierhergeschickt worden. Und dass du mitfährst, war gar nicht vorgesehen.«

Emily ignorierte die Stichelei und wandte sich Rico zu, der die Diskussion zwischen den beiden Schwestern höflich überhört hatte. »Wir können jetzt anhalten. Es wird dunkel.«

»Sobald ich eine ebene Stelle finde, wo wir das Lager aufschlagen können«, antwortete Rico.

Emily nickte und sah Bess an. »Glaub ja nicht, dass ich schon alles gesagt habe. Unser Gespräch ist noch nicht beendet.«

Bess schloss die Augen. »Ach du liebe Güte.«

»Sie haben angehalten, weil es dunkel wird. Sie schlagen das Nachtlager auf.« Kaldak senkte das Fernglas. »Aber sie sind zweifellos auf dem Weg nach Tenajo. Was wollen Sie

tun?«

Colonel Rafael Esteban runzelte die Stirn. »Das ist äußerst ungünstig. Es könnte Schwierigkeiten geben. Wann erwarten Sie den Bericht aus Mexico City?«

»In ein oder zwei Stunden. Ich habe den Auftrag abgeschickt, nachdem wir sie heute Morgen entdeckt haben. Wir wissen bereits, dass das Kennzeichen auf Laropez Travel zugelassen ist. Aber es hält auf, herauszufinden, wer zum Teufel sie sind und was sie hier wollen.«

»Das passt mir gar nicht«, murmelte Esteban. »Ich verabscheue Komplikationen. Und es lief alles so gut.«

»Dann beseitigen Sie doch die Komplikation. Haben Sie mich nicht zu diesem Zweck hierherkommen lassen?«

»Doch, doch.« Esteban lächelte. »Sie haben einen guten Ruf auf diesem Gebiet. Was schlagen Sie vor?«

»Liquidieren. Hier draußen dürfte es kein Problem sein, sie zu beseitigen. Es wird mich nicht mehr als eine Stunde kosten, und Ihr Problem ist gelöst.«

»Und wenn sie nicht einfach nur harmlose Touristen sind? Was ist, wenn sie Verbindungen haben, die uns gefährlich werden können?«

Kaldak zuckte die Achseln.

»Das ist das Problem mit Leuten wie Ihresgleichen«, sagte Esteban. »Zu blutrünstig. Es wundert mich nicht, dass Habin Sie so bereitwillig hat gehen lassen.«

»Ich bin nicht blutrünstig. Sie wollten eine Lösung. Ich habe sie Ihnen angeboten. Und Habin hat nichts gegen Blut. Er hat mich zu Ihnen geschickt, weil er sich unwohl fühlte in meiner Gegenwart.«

»Warum?«

»Sein Wahrsager hat behauptet, ich würde seinen Tod bedeuten.«

Esteban lachte laut auf. »So ein Idiot.« Als er Kaldak ansah, verging ihm das Lachen. Dieses Gesicht ... Wenn der Leibhaftige Gestalt annähme, hätte er ein Gesicht wie Kaldak. Er konnte sich gut vorstellen, warum einem eitlen Narren wie Habin in seiner Gegenwart mulmig wurde. »Ich gehe nicht zu Wahrsagern, Kaldak, und ich habe schon bessere Männer als Sie umgelegt.«

»Wenn das so ist.« Kaldak sah wieder durch sein Fernglas. »Sie rollen ihre Schlafsäcke aus. Jetzt wäre der richtige Zeitpunkt.«

»Wir warten noch.« Er würde nicht zulassen, dass Kaldak ihn drängte. »Fahren Sie ins Lager und bringen Sie mir den Bericht, sobald er da ist.«

Kaldak ging zum Jeep, der ein paar Meter weiter geparkt war. Dass er sofort gehorchte, hätte Esteban eigentlich beruhigen können, aber es war Gleichgültigkeit, nicht etwa Respekt, die diesen Gehorsam auslöste, und an Gleichgültigkeit war Esteban nicht gewöhnt. Er reagierte instinktiv, um seine Überlegenheit deutlich zu machen. »Wenn Sie so wild darauf sind, jemanden umzulegen ... Galvez hat mich beleidigt. Es wäre mir nicht unangenehm, ihn tot vorzufinden, wenn ich ins Lager zurückkehre.«

»Er ist Ihr Leutnant. Er kann noch von Nutzen sein.« Kaldak ließ den Motor an. »Sind Sie sich sicher?«

»Ich bin mir sicher.«

»Dann werde ich mich darum kümmern.«

»Wollen Sie nicht wissen, womit er mich beleidigt hat?«

»Nein.«

»Ich erzähle es Ihnen trotzdem. Er ist ein sehr redseliger Mann«, sagte er mit leiser Stimme. »Er wollte wissen, was wir in Tenajo vorhaben. Er war entschieden zu neugierig. Machen Sie nicht denselben Fehler.«

»Warum sollte ich?« Kaldak hielt seinem Blick stand. »Es interessiert mich einen Scheißdreck.«

Verärgert schaute Esteban dem Jeep nach, der den Berg hinunterholperte. Dieser Hurensohn. Dass Kaldak seinem Befehl zu töten widerspruchslos Folge leistete, hätte ihm das vertraute Überlegenheitsgefühl beschern müssen. Diesmal blieb es aus.

Wenn es soweit war, würde Kaldak das gleiche Schicksal ereilen wie Galvez. Noch brauchte Esteban das gesamte Team, um diese Phase des Auftrags durchzuführen.

Aber nach Tenajo...

»Bist du wach?«, flüsterte Emily.

Bess war versucht, nicht zu antworten, aber ihr war klar, dass es nichts nützen würde. Sie drehte sich in ihrem Schlafsack zu ihrer Schwester um. »Ich bin wach.«

Nach kurzem Schweigen sagte Emily: »Habe ich schon mal irgendetwas gemacht, das nicht zu deinem Guten war?«

Bess seufzte. »Nein. Aber es ist mein Leben. Ich will meine eigenen Fehler machen. Das hast du noch nie begriffen.«

»Und das werde ich auch nie begreifen.«

»Weil wir zu verschieden sind. Ich habe lange gebraucht, um herauszufinden, was ich wollte. Du hast immer gewusst, dass du Ärztin werden wolltest, und du hast nie gezweifelt.«

»Keine Arbeit ist es wert, das auszuhalten, was du durchlitten hast. Warum zum Teufel machst du das?«

Bess schwieg.

»Siehst du denn nicht, dass ich mir Sorgen um dich mache?«, fuhr Emily fort. »Ich habe dich noch nie so erlebt wie jetzt. Warum sprichst du nicht mit mir?«

Emily ließ nicht locker, und Bess war zu erschöpft, um sich mit ihr anzulegen. »Es sind die ... Ungeheuer«, sagte sie zögernd.

»Was?«

»Es gibt so viele Ungeheuer auf der Welt. Als Kind dachte ich immer, Ungeheuer existierten nur in Filmen, aber sie sind mitten unter uns. Manchmal verstecken sie sich, aber wenn du ihnen erst die Möglichkeit gibst, kriechen sie aus ihren Höhlen hervor und reißen dich in Stü –«

Blut. So viel Blut.

Die Babys...

»Bess?«

Sie fing wieder an zu zittern. Bloß nicht daran denken. »Wir halten die Ungeheuer auf, wann immer wir können«, sagte sie mit bebender Stimme. »Aber die meisten Leute

stumpfen ab, sie werden faul und sind zu beschäftigt. Und wenn dann die Ungeheuer hervorkriechen, muss irgendjemand die Aufgabe übernehmen zu zeigen, dass sie da sind.«

»Mein Gott«, flüsterte Emily. »Wer zum Teufel hat dich zur Jeanne d'Arc ernannt?«

Bess spürte, wie sie rot anlief. »Das ist unfair. Ich weiß, es hört sich idiotisch an. Aber ein bisschen komme ich mir tatsächlich vor wie Jeanne d'Arc. Ich habe immer Angst.« Sie versuchte, es ihrer Schwester begreiflich zu machen. »Es ist ja nicht so, dass ich ständig nach Ungeheuern Ausschau halte, aber bei meiner Arbeit passiert es einfach. Und wenn es soweit ist, kann ich etwas unternehmen. Du rettetest jeden Tag Menschenleben. Das könnte ich nie, aber ich kann ... wachsam sein.«

»Und ich kann versuchen, dich vor dir selbst zu schützen. Lass uns darüber sprechen und sehen, was –«

»Tu mir das nicht an, Emily. Bitte. Nicht jetzt. Ich bin zu müde.«

Emily streckte ihre Hand nach Bess aus und berührte sanft ihre Wange. »Das liegt an deiner Arbeit. Du bist zu impulsiv, und jedes Mal rennst du in etwas hinein und wirst verletzt. Diese Reise nach Danzar war fast so katastrophal wie deine Ehe mit diesem Taugenichts Kramer.«

»Gute Nacht, Emily.«

Emily verzog das Gesicht. »Nun gut, ich habe ja zwei Wochen Zeit für diese Aufgabe.« Sie drehte sich um und wickelte den Schlafsack um sich. »Nach Tenajo wirst du bestimmt zugänglicher sein.«

Bess schloss die Augen und versuchte, sich zu entspannen. Sie war müde und alles tat ihr weh nach der holprigen Fahrt. Es dürfte ihr nicht schwerfallen einzuschlafen.

Sie war hellwach.

Sie fühlte sich wund und hatte Schmerzen, und Emilys Hartnäckigkeit nervte zusätzlich. Sicherlich hatte sie Fehler gemacht. Eine schlechte Ehe, einige vergebliche Anläufe in ihrer Karriere. Ihr Privatleben war vielleicht nach wie vor ein Chaos, aber jetzt hatte sie einen Beruf, den sie liebte; sie verdiente gut und war unter ihren Kollegen geachtet. Wenn sie hin und wieder aus der Bahn geworfen wurde, dann musste sie das einfach akzeptieren. Danzar war die Ausnahme, nicht die Regel. Einen Horror, wie er ihr dort begegnet war, würde sie nie wieder erleben.

Alles, was sie brauchte, waren zwei friedliche Wochen, in denen sie langweilige Fotos von Plätzen und Cafés machte. Dann konnte sie wieder durchstarten.

Als Kaldak ins Lager zurückkehrte, waren die Lastwagen und die Ausrüstung schon eingetroffen. Galvez überwachte die Verteilung der Ausrüstung an die Männer.

Kaldak sah schweigend zu, bis Galvez fertig war und sich ihm zuwandte.

Galvez grinste boshaft. »Sie sollten sich auch was von dem Zeug sichern, es sei denn, Sie gehen davon aus, dass Sie ohne auskommen. Können Sie über Wasser laufen, Kaldak?«

»Ich nehme mir meins später.«

»Sie wissen, was es ist?«

»Ich hab's früher schon gesehen.«

»Aber Sie wussten nicht, dass Sie es hier brauchen würden. Esteban hat zwar versucht, ein großes Geheimnis darum zu machen, aber ich wusste, dass es kommen würde.«

Esteban hatte recht, dachte Kaldak. Galvez redete zu viel. »Esteban hat mich hergeschickt, um nach dem Bericht aus Mexico City zu sehen.«

Galvez schüttelte den Kopf. »Nichts. Ich habe vor einer Viertelstunde am Faxgerät nachgeschaut. Nur zwei von Habin und eins von Morrisey.«

»Morrisey?«

»Er bekommt dauernd Anrufe und Faxe von Morrisey.« Galvez runzelte die Stirn. »Sie wissen nichts von Morrisey? Vielleicht halten die doch nicht so viel von Ihnen.«

»Kann schon sein. Esteban will auf jeden Fall den Bericht. Sehen Sie noch mal nach.«

Galvez zuckte die Achseln und ging ins Zelt. Kaldak folgte ihm zum Faxgerät.

»Nichts«, sagte Galvez.

»Sind Sie sicher? Vielleicht fehlt Papier. Überprüfen Sie die Anzeige.«

Galvez beugte sich über das Gerät. »Ich habe Ihnen doch schon gesagt, dass hier nichts ist. Und jetzt lassen Sie mich –«

Kaldak legte einen Arm um Galvez ' Hals. Es bedurfte nur einer kurzen Drehung, um ihm das Genick zu brechen.

22. Januar

12.30 Uhr

»Haben Sie's?« Esteban kam entschlossen auf den Jeep zu. »Das hat ja lange genug gedauert.«

Kaldak überreichte ihm das Fax. »Keine Verbindung zu irgendeiner Regierungsstelle. Dr. Emily Corelli, sechsunddreißig, betreibt eine Praxis für Kinderchirurgie in Detroit. Ihr Ehemann Tom ist Bauunternehmer. Ein Kind, Julie, zehn Jahre alt.«

»Und die andere?«

»Ihre Schwester, Elizabeth Grady, neunundzwanzig, geschieden. Fotoreporterin.«

»Reporterin?« Esteban runzelte die Stirn. »Das gefällt mir nicht.«

»Sie arbeitet freiberuflich.«

»Es gefällt mir trotzdem nicht. Warum Tenajo?«

»Sie hat einen Auftrag von einem Reisemagazin.«

»Aber warum gerade jetzt?«

Kaldak zuckte die Achseln.

Esteban leuchtete mit der Taschenlampe auf die Passfotos, die über Fax gekommen waren. Die beiden Frauen ähnelten sich kein bisschen. Corelli trug das dunkle Haar zusammengebunden, ihre Gesichtszüge waren fein und regelmäßig. Elizabeth Gradys Mund war groß; sie hatte tief liegende dunkle Augen und ein breites Kinn. Ihr kurzes, lockiges Haar sah aus wie von der Sonne gebleicht.

»Wie lange werden sie unterwegs sein?«

»Zwei oder drei Wochen.« Kaldak schwieg einen Moment. »Mindestens eine Woche lang wird niemand nach ihnen suchen. Sie haben zwar ein Handy dabei, aber sie sind schon außerhalb der Reichweite einer Sendestation. Von Tenajo aus eine Verbindung zu

bekommen ist eher Glücksache, sodass die Telefongesellschaft erst mal gar nicht merkt, dass die Verbindungen zum Dorf gekappt sind. Es wird mindestens eine Woche dauern, bis sie jemanden für die Reparatur schicken.«

»Gutes Argument.«

»Beseitigen Sie das Problem. Warum sollte man sie nach Tenajo fahren lassen? Bis irgendjemand anfängt, nach ihnen zu suchen, habe ich sie längst irgendwo verschwinden lassen, wo sie keiner mehr findet«, erklärte Kaldak.

»Sie sind ja hartnäckig.«

»Lassen Sie es mich heute Nacht machen. Es ist die beste Lösung.«

»Ich entscheide, was die beste Lösung ist«, erwiderte Esteban scharf. »Sie haben keine Ahnung, was das nach sich zieht.«

»Und ich habe nicht die Absicht, es rauszufinden. Ich habe keine Lust, wie Galvez zu enden.«

Esteban betrachtete forschend Kaldaks Gesichtsausdruck. »Sie haben es erledigt? So schnell?«

Kaldak wirkte überrascht. »Selbstverständlich.«

Esteban war hochzufrieden. Er hatte sich seiner Macht versichert. Aber selbst dieses Hochgefühl wurde getrübt von Kaldaks lässigem Auftreten. Esteban zerknüllte das Fax. »Aber die kriegen Sie vorerst nicht. Wir lassen sie nach Tenajo fahren.«

Kaldak schwieg.

Er war nicht begeistert, stellte Esteban mit Genugtuung fest. Gut so. Vielleicht hätte er Kaldak gewähren lassen sollen, aber sein Mangel an Unterwürfigkeit wurmte ihn.

Außerdem spielte der Zeitpunkt keine große Rolle.

Es lief sowieso alles auf das Gleiche hinaus.

»Kommen Sie mit ins Lager?«, fragte Kaldak.

»Nein, ich bleibe noch ein bisschen hier.«

Esteban ließ den Blick über die Berge schweifen, als Kaldak losfuhr. Er wollte sich nicht von den Männern im Lager ablenken lassen. Er war zu dem Schluss gekommen, dass es für ihn sicherer wäre, nicht nach Tenajo hineinzugehen. Er hatte die Sache in Gang gebracht, jetzt hatte er es sich verdient, diese Minuten auszukosten. Habin mit seinen politischen Motiven konnte nicht ahnen, was das hier für eine Bedeutung hatte.

Erregung packte Esteban bei dem Gedanken daran, dass es gerade jetzt im Moment geschah.

Die Nacht war klar, es lagen keine Gewitterwolken über den fernen Bergen. Dennoch konnte er fast sehen, wie der Leibhaftige über Tenajo schwebte und mit dem Dorf spielte.

Heilige Jungfrau, steh ihnen bei. Ihre unsterblichen Seelen schmoren in Satans Feuer.

Pater Juan kniete vor dem Altar und heftete verzweifelt seinen Blick auf das Kruzifix über ihm.

Er lebte seit vierundvierzig Jahren in Tenajo und seine Schäfchen hatten immer auf ihn gehört. Warum hörten sie jetzt nicht auf ihn, in Zeiten der härtesten Prüfung?

Er konnte sie draußen auf dem Platz hören, wie sie schrien, sangen und lachten. Er war

hinausgegangen und hatte ihnen gesagt, dass sie zu so später Stunde zu Hause bleiben sollten, aber es hatte nichts genützt. Sie hatten ihm nur angeboten, das Böse mit ihnen zu teilen.

Er hatte es nicht haben wollen. Er wollte lieber in der Kirche bleiben.

Und er wollte dafür beten, dass Tenajo überlebte.

»Du hast gut geschlafen«, sagte Emily zu Bess. »Du siehst erholt aus.«

»Ich werde sogar noch erholter sein, wenn wir von hier aufbrechen.« Sie erwiderte Emilys Blick. »Mir geht 's gut. Also mach schon.«

Emily lächelte. »Frühstücke erst mal. Rico packt derweil schon den Jeep.«

»Ich werde ihm dabei helfen.«

»Es wird schon alles gut gehen. Wir werden viel Spaß haben.«

»Wenn du nicht endlich aufhörst –« Ach, zum Teufel. Sie würde sich die Fahrt nicht verderben lassen. »Darauf kannst du wetten. Wir werden sehr viel Spaß haben.«

»Und du freust dich darüber, dass ich mitgekommen bin«, soufflierte Emily.

»Ich freue mich, dass du mitgekommen bist.«

Emily zwinkerte ihr zu. »Na siehst du.«

Bess lächelte immer noch, als sie beim Jeep ankamen.

»Sie sehen ja so zufrieden aus. Haben Sie gut geschlafen?«, fragte Rico.

Sie nickte und verstaute ihre Kameratasche aus Segeltuch im Wagen. Ihr Blick wanderte zu den Bergen. »Wann sind Sie das letzte Mal in Tenajo gewesen?«

»Vor fast zwei Jahren.«

»Ganz schön lange her. Lebt Ihre Familie immer noch da?«

»Nur meine Mutter.«

»Vermissen Sie sie nicht?«

»Ich rufe sie jede Woche an.« Er runzelte die Stirn. »Mein Bruder und ich verdienen sehr gut. Wir könnten ihr eine Wohnung in der Stadt besorgen, aber sie will nicht. Sie glaubt, sie würde sich nicht zu Hause fühlen.«

Sie hatte zweifellos einen wunden Punkt getroffen. »Offensichtlich glaubt irgendjemand, dass Tenajo ein wunderbarer Ort ist, sonst hätte Condé Nast mich nicht hingeschickt.«

»Vielleicht für diejenigen, die nicht dort leben müssen. Was hat meine Mutter schon? Nichts. Nicht mal eine Waschmaschine. Die Menschen leben hier wie vor fünfzig Jahren.« Aufgebracht warf er den letzten Beutel in den Jeep. »Schuld daran ist der Priester. Pater Juan hat ihr eingeredet, dass die Stadt voll sei von Schlechtigkeit und Gier und dass sie gut daran täte, in Tenajo zu bleiben. Alter Dummkopf. Was spricht denn dagegen, ein bisschen Komfort zu haben?«

Bess wurde klar, dass er litt, und sie wusste nicht, was sie sagen sollte.

»Vielleicht kann ich meine Mutter ja überreden, mit mir zu kommen«, fügte Rico hinzu.

»Ich hoffe es für Sie.« Die Worte kamen ihr selbst lahm vor. Großartig, Bess. Sie überlegte, ob sie ihm auf andere Weise helfen konnte. »Möchten Sie, dass ich Ihre Mutter fotografiere? Oder Sie beide zusammen?«

Seine Miene hellte sich auf. »Das wäre schön. Ich habe nur einen Schnappschuss, den

mein Bruder vor vier Jahren gemacht hat.« Nach einer Weile fuhr er fort: »Vielleicht könnten Sie ihr ja erzählen, wie erfolgreich ich bin in Mexico City. Dass ständig Kunden nach mir verlangen?« Er beeilte sich hinzuzufügen: »Das ist nicht gelogen. Ich bin sehr gefragt.«

Ihre Mundwinkel zuckten. »Das kann ich mir vorstellen.« Sie stieg in den Jeep. »Vor allem bei den Damen.«

Er lächelte jungenhaft. »Ja, die Damen sind sehr nett zu mir. Aber es wäre klüger, das nicht gegenüber meiner Mutter zu erwähnen. Sie würde es nicht verstehen.«

»Ich werde mir Mühe geben, daran zu denken«, erklärte sie feierlich.

»Fertig?« Emily kam zum Jeep und reichte Rico die Kiste mit den Kochutensilien. »Auf geht 's. Mit ein bisschen Glück sind wir um zwei in Tenajo und ich kann um vier schon in einer Hängematte schaukeln. Ich kann es gar nicht abwarten. Ich bin sicher, es ist das Paradies auf Erden.«

Kapitel 2

Tenajo war nicht das Paradies.

Es war einfach ein Dorf, das in der Nachmittagssonne brütete. Vom Berg aus, der sich über dem Dorf erhob, konnte Bess einen malerischen Brunnen im Zentrum sehen. Der Platz war mit Kopfsteinen gepflastert und an drei Seiten von einfachen Ziegelbauten eingefasst. Am hinteren Ende stand eine kleine Kirche.

»Ist doch hübsch.« Emily richtete sich im Jeep auf. »Wo ist die Dorfkneipe, Rico?«

Er wies auf einen Weg abseits der Durchfahrtsstraße. »Sie ist sehr klein, aber sauber.«

Emily seufzte selig. »Ich kann meine Hängematte fast schon sehen, Bess.«

»Ich bezweifle, dass du bei all dem Gejaule ein Nickerchen machen kannst«, sagte Bess trocken. »Sie haben ja die Koyoten gar nicht erwähnt, Rico. Ich glaube nicht, dass ...« Sie erstarrte. Gott, nein. Bloß keine Koyoten.

Hunde.

Sie hatte dieses Geräusch schon einmal gehört.

Das waren heulende Hunde. Dutzende von Hunden. Und das klagende Geheul kam von unten aus den Straßen.

Bess fing an zu zittern.

»Was ist los?«, fragte Emily. »Stimmt was nicht?«

»Nichts.« Es konnte nicht sein. Sie bildete sich das ein. Wie viele Male war sie mitten in der Nacht aufgewacht vom Heulen jener Phantomhunde?

»Erzähl mir doch nichts. Bist du krank?«, fragte Emily.

Es war keine Einbildung.

»Danzar.« Sie befeuchtete ihre Lippen. »Es ist verrückt, aber ... Wir müssen uns beeilen. Schneller, Rico.«

Rico trat das Gaspedal durch und der Jeep raste die Straße ins Dorf hinunter.

Sie sahen die erste Leiche erst, als sie schon im Ort waren. Eine Frau lag zusammengekrümmt im Schatten des Brunnens. Emily griff sich ihren Arztkoffer, sprang aus dem Jeep und beugte sich über die Frau. »Tot.«

Bess hatte gewusst, dass sie tot war.

»Warum liegt sie gerade hier?«, fragte Emily. »Warum hat ihr keiner geholfen?«

Bess stieg aus dem Jeep. »Kümmern Sie sich um Ihre Mutter. Auf der Stelle. Bringen Sie sie her.«

»Was ist denn hier los?«, flüsterte Rico.

»Ich weiß es nicht.« Es war die Wahrheit. Das hier war nicht Danzar. Was dort geschehen war, konnte hier gar nicht passieren. »Holen Sie einfach Ihre Mutter.«

Er jagte die Straße hinunter.

Bess wandte sich zu Emily um. »Wie ist sie gestorben?«

Emily schüttelte den Kopf. »Keine Ahnung. Keinerlei Anzeichen von Gewaltanwendung.«

»Krankheit?«

Emily zuckte die Achseln. »Ich kann es nicht sagen, nicht ohne Untersuchung. Was weißt du hierüber?«

»Überhaupt nichts.« Sie bemühte sich, mit fester Stimme zu sprechen. »Aber ich fürchte, dass es noch andere Tote gibt. Dieses Heulen ...« Sie eilte zur Taverne gegenüber dem Brunnen. »Nimm deine Tasche und komm mit.«

Sie fanden vier Leichen in der Taverne. Zwei junge Männer, die über einem Tisch zusammengesunken waren, vor sich einen Haufen Chips und Geld. Ein alter Mann lag hinter der Theke. Eine violett gekleidete Frau war auf der Treppe zusammengebrochen.

Emily ging von einem zum anderen.

»Alle tot?«, fragte Bess.

Emily nickte. »Komm her.« Sie öffnete ihre Tasche, nahm eine Schutzmaske und Gummihandschuhe heraus und gab sie Bess. »Zieh das an.«

Bess zog sich die Maske und die Handschuhe über. »Glaubst du, es ist ansteckend?«

»Es kann nicht schaden, vorsichtig zu sein.« Sie ging zur Tür.

»Woher hast du es gewusst?«

»Die Hunde. Als ich nach Danzar kam, hörten wir schon Meilen vorher die Hunde heulen. Alle im Dorf waren von der Guerilla abgeschlachtet worden.«

»Alle«, wiederholte Emily. Sie richtete sich auf. »Nun, diese Leute hier sind nicht an Verletzungen gestorben, und bloß weil ein paar Hunde jaulen, heißt das noch lange nicht, dass alle tot sind. Komm, lass uns jemanden suchen, der uns erzählen kann, was passiert ist.«

Sie fanden niemanden im ersten Haus, das sie betraten. Zwei Tote im Laden nebenan. Eine Frau hinter dem Tresen und ein kleiner Junge, auf dem Boden zusammengekrümmt. Schokoladenbonbons waren um ihn herum verstreut. Seine Hand hielt Süßigkeiten umklammert.

Die Hände waren mit Schokolade verschmiert, registrierte Bess stumpf. Kinder liebten Süßigkeiten. Als ihre Nichte Julie noch kleiner war, hatte sie ihr immer M&Ms mitgebracht

—
»Was zum Teufel machst du da?«, fragte Emily.

Bess blickte hinab auf ihre Kamera, mit der sie eben ein Foto von Emily und dem kleinen Jungen aufgenommen hatte.

Scharf stellen.

Abdrücken.

Schon wieder Danzar.

Aber hier musste sie keine Fotos machen. Hier gab es keine Geheimnisse oder versteckte Massengräber. »Ich weiß nicht.« Sie verstaute die Kamera in ihrer Jacke.

»Hör auf zu weinen.«

Sie hatte gar nicht gemerkt, dass sie weinte. Sie wischte sich mit dem Handrücken über die Augen. »Was immer hier auch passiert ist, es ist schnell gegangen. Die meisten Leute gehen nach Hause, wenn ihnen übel wird.«

Emily erhob sich. »Vielleicht haben einige das auch gemacht. Ich muss es herausfinden. Es ist verrückt. Ich habe noch nie von einer Seuche gehört, die so schnell tödlich wirkt, außer vielleicht Ebola.«

Bess erstarrte. »Ebola? In Mexiko?«

»Ich habe nicht gesagt, dass es sich darum handelt. Es gibt alle möglichen neuen Viren,

und nach allem, was ich weiß, könnte es sich um eine Trinkwasserverseuchung handeln. Vielleicht Cholera. Die grassiert hier in Mexiko immer noch viel zu häufig.« Sie schüttelte den Kopf. »Aber ich habe noch nie davon gehört, dass sie so extrem und so schnell ausbricht. Außerdem sehe ich keinerlei Anzeichen von Erbrechen oder Durchfall. Ich verstehe es einfach nicht.« Sie ging hinter den Verkaufstresen und nahm den Telefonhörer von der Wand. »Was immer es sein mag, wir brauchen Hilfe. Ich bin keine Seuchenexpertin –« Sie legte auf. »Kein Freizeichen. Großartig. Wir müssen es im Haus nebenan versuchen.«

Im nächsten Haus fanden sie zwar keine Toten, aber das Telefon funktionierte auch dort nicht. »Ich möchte, dass du Tenajo verlässt«, sagte Emily zu Bess.

»Du kannst mich mal.«

»Ich habe nicht angenommen, dass du gehen würdest, aber ich wollte es wenigstens versuchen.« Emily zuckte die Achseln. »Wir haben uns wahrscheinlich längst angesteckt. Lass uns nachsehen, ob wir noch Überlebende finden.«

In den folgenden drei Stunden fanden sie dreiundvierzig Tote. Die meisten in ihren Häusern. Im Bett, in der Küche, im Bad.

Und sie fanden Ricos Mutter.

Sie lag auf einem Sofa und Rico kniete neben ihr auf dem Boden und hielt ihre Hand.

»Oh, verdammt«, flüsterte Bess.

»Es hatte keinen Sinn, sie zu Ihnen zu bringen«, sagte Rico tonlos. »Sie ist tot. Meine Mutter ist tot.«

»Sie sollten sie nicht berühren«, sagte Emily sanft. »Wir wissen nicht, was sie getötet hat.«

»Pater Juan hat sie getötet. Er hat dafür gesorgt, dass sie hiergeblieben ist.«

Emily öffnete ihre Tasche und nahm eine Schutzmaske und Handschuhe heraus.

»Ziehen Sie das über.«

Er reagierte nicht.

»Rico, Sie müssen –«

»Er hat sie getötet. In der Stadt hätte ich sie in ein Krankenhaus bringen können.« Er stand auf und ging zur Tür. »Es war der Priester.«

Bess trat ihm in den Weg. »Rico, es ist nicht –«

Er stieß sie zur Seite und rannte aus dem Haus.

»Such weiter«, rief Bess Emily über die Schulter hinweg zu und lief Rico hinterher. »Ich kümmere mich um ihn.«

Sie fragte sich, warum sie sich überhaupt Sorgen machte. Der Priester war wahrscheinlich auch tot. Wie alle anderen in Tenajo.

Gott, sie wünschte, die Hunde würden aufhören zu jaulen. Rico stand über den Priester gebeugt, als sie in die Kirche stürmte.

»Gehen Sie weg von ihm, Rico.«

Rico rührte sich nicht.

Sie stieß ihn zur Seite und kniete neben dem Priester nieder. Er rang nach Luft, aber sie stellte erleichtert fest, dass er noch lebte.

»Haben Sie ihn geschlagen?«